

Vera Sparschuh

Ländliche Milieus: Familiengenerationen und Armutstraditionen

Rural Milieus: Family Generations and Poverty Traditions

Zusammenfassung:

Milieus werden im sozialwissenschaftlichen Diskurs zur Beschreibung gesellschaftlicher Lagen vertikal geordnet, und es wird grob zwischen „oberen“ und „unteren“ Milieus unterschieden. Dabei werden die „unteren“ Milieus weniger systematisch abgebildet als die „oberen“; somit figurieren oft alltagsweltliche Zuschreibungen und nicht zuletzt Vorurteile. Am Beispiel ländlicher Milieus im Nordosten der Bundesrepublik werden diese „unteren“ Milieus im Drei-Generationen-Zusammenhang untersucht. Hierbei wird an das praxeologisch begründete Milieukonzept von Ralf Bohnsack angeknüpft, indem Milieus konsequent aus Strukturidentitäten der Lebens- und Sozialisationsgeschichte rekonstruiert werden. Mit der Rekonstruktion von mehreren Familiengeschichten mit Armutserfahrungen ist es gelungen, über Generationen hinweg tradierte Orientierungsrahmen, die das Handeln der Menschen bestimmen, herauszuarbeiten. Insbesondere betrifft das den „Schicksalsrahmen“, der impliziert, dass undurchschaubare Mächte das Leben der Menschen steuern. Es kann gezeigt werden, wie dieser Rahmen als Typ in mehreren Familienfällen und geschlechtsdifferenziert auffindbar ist. Weiterhin werden Bestandteile dieses Typs unter neuen Randbedingungen in der nächsten Generation jeweils übernommen und zugleich verändert.

Abstract:

In the social science discourse milieus are related to the description of social status: in general „higher“ and „lower“ milieus are identified. The knowledge concerning „higher“ situated milieus is still more defined than the information available on „lower“ milieus; in fact everyday assumptions or even prejudices are applied frequently when regarding those milieus. Backed by the example of several family histories including three generations who have experienced poverty in rural areas in the North-East of the Federal Republic of Germany these milieus are being scrutinized. The study is founded on Ralf Bohnsack's milieu concept, which bases the reconstruction of milieus strongly on structural identities of the individuals' lives and their history of socialisation. The reconstruction of several family histories reveals frames of orientation, influencing the life of people across generations. Especially a frame of orientation including a fateful attitude to life could be reconstructed, which seems to determinate the life and decisions of people via inscrutable powers. This type was discerned in various families. Considerable gender differences appeared. Moreover it can be shown how this type is adopted and transformed by the next generation.

Schlagworte: Ländlicher Raum, ländliche Milieus, Familientraditionen, Armut, Schicksalsrahmen

Keywords: rural areas, rural milieus, family traditions, poverty, fateful framework of orientation

1. Einleitung

In den 1990er Jahren wurden im Rahmen der Forschung zur Transformation der DDR-Gesellschaft auch die Wandlungen im ländlichen Bereich untersucht. Während von der einzigen DDR-Nachwenderegierung unter Modrow die Rückbesinnung auf den bäuerlichen Familienbetrieb als Leitbild gesetzt worden war, zeigte sich bald, dass die Mehrzahl der ehemaligen LPG-Mitglieder¹ sich für den Verbleib in einer genossenschaftlichen Produktionsform aussprach (Krambach 1997, S. 498). Die Gründe für diese Präferenz wurden kontrovers diskutiert: Zum einen dienten die „Existenzangst, Beharrung am Alten und Unselbständigkeit“ als Erklärung, zum anderen wurde die gelungene Implementierung der Genossenschaftsidee in der DDR als Grund favorisiert (ebd., S. 499).

Hinter beiden Erklärungsmustern steckt die Vorstellung, von den „objektiven“ Lebensbedingungen oder, wie in diesem Falle, vom Wandel dieser Bedingungen auf die Veränderungen des „subjektiven“ Verhaltens zu schließen zu können: Der dramatische Umbruch 1989 hat zweifelsohne Ängste und Unsicherheiten bewirkt – doch ist damit erklärt, warum die Rückkehr zum bäuerlichen Familienbetrieb so geringe Chancen hatte? Die Stärke der genossenschaftlichen Idee wird aus der relativ langen Geschichte „sozialistischer Eigentumsverhältnisse“ hergeleitet – doch liest sich die These von der Herausbildung einer „genossenschaftlichen Identität von Eigentümer und Produzent“ (ebd., S. 506) nicht eher wie eine retrospektive Bestätigung der „Subjektivierung“ politischer Verhältnisse, die in dieser Weise nie stattgefunden hat?

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, das Transformationsgeschehen im ländlichen Bereich über eine räumliche Annäherung zu verstehen. Hierbei wird von der Existenz ländlicher Milieus im Sinne von „verorteten“ Meso-Strukturen (Matthiesen 1998, S. 19) ausgegangen. Die Untersuchung bezieht sich auf den nordöstlichen Teil der neuen Bundesländer. Diese Region wurde von den Wandlungen nach 1990 besonders getroffen. Wirtschaftliche Standortnachteile und Abwanderung kennzeichnen bis heute die Region. Hier entstanden moderne landwirtschaftliche Betriebe, jedoch mit wenigen Beschäftigten (Fock/Kowatsch 2002). Die Abnahme der sozialen Integration infolge hoher Arbeitslosigkeit ist daher ein weiteres Problem der Entwicklung seit 1989.² Zugleich trifft hier ein unmittelbares Nebeneinander von unterschiedlichen Szenarien zu: Einige Städte in dieser Region sowie die Küstenbereiche haben durchaus Zukunftschancen, während das dünn besiedelte Hinterland gleichsam von der wirtschaftlichen Entwicklung abgekoppelt erscheint.³

2. Milieu und konjunktiver Erfahrungsraum

Wie bereits vermerkt, werden Milieus in der sozialwissenschaftlichen Diskussion auf der „Mesoebene“, vermittelnd zwischen Mikro- und Makrowelten, diskutiert (Matthiesen 1998, S. 22). So beschreiben Hofmann und Rink Milieus als „mittlere Ebene“, die zwischen den „objektiven“ Soziallagen und den „subjektiven“ Mentalitäten und Lebensstilen der Menschen vermittelt“ (Hofmann/Rink 1998, S. 280). In diesem Konzept werden Milieus als Gruppen gedacht, die in gemeinsamen „lebens- und arbeitsweltlichen Zusammenhängen“ stehen (ebd.). Um jedoch gerade nicht vorschnell von Milieu-Gruppen zu sprechen und dabei entweder von ihrer Lage oder ihrer Mentalität auszugehen, wird hier an ein von Ralf Bohnsack entworfenes Milieukonzept angeschlossen, welches Milieubindung als „elementare“ Form der Sozialität (Bohnsack 2014, S. 16) versteht.

Ralf Bohnsack hat in Anlehnung an Karl Mannheim ein praxeologisch begründetes Milieukonzept entwickelt, welches die durch Forschende konstruierte Strukturlogik über die Gesellschaft konsequent hinterfragt und auf die Rekonstruktion des konjunktiven Erfahrungswissens, der „selbsterlebten Praxis“ der Handelnden (ebd., S. 20), abzielt. Mit diesem Herangehen wird anerkannt, dass „gesellschaftliches Sein im Sinne von Milieubildungen [...] sich überhaupt erst auf der Grundlage von Gemeinsamkeiten resp. Strukturidentitäten der Sozialisations- und Lebensgeschichte, also des gemeinsamen Schicksals, d.h. auf der Grundlage und im Medium konjunktiver Erfahrung [...] konstituiert“ (ebd.). Milieus „praxeologisch“, d.h. strikt erfahrungsbezogen zu untersuchen, ermöglicht somit einer gleichsam theoretischen Operationalisierung zu entgehen. Gemeinsame Erfahrungen, die unabhängig voneinander gemacht werden können, sind mehrdimensional. Sie werden durch die Geschlechts- und Generationszugehörigkeit, Bildung und räumliche Bedingungen differenziert. Im Konzept von Bohnsack werden Milieus folgerichtig nicht per se als Gruppen konzeptualisiert: Gruppentaugliche Phänomene können sich allenfalls in kommunikativen und, zum Beispiel, räumlich begrenzten Prozessen herstellen. Bohnsack greift hier auf die Mannheimsche Unterscheidung von Generationenlagerung, Zusammenhang und Einheit zurück und wendet diese auf die Milieukonstitution an (ebd., S. 23). Tatsächlich gruppentaugliche Phänomene ergeben sich nach Bohnsack erst dann, wenn die Milieus sich als „Milieueinheiten“ gemeinsam artikulieren (ebd., S. 24).

Der Familie kommt in Bohnsacks Konzept insofern eine besondere Rolle zu, als in ihr „traditionsfeste Bestandteile“ von Milieus vermittelt werden (ebd., S. 22). Doch auch diese wandeln sich im Kontext der Zeiterfahrungen (vgl. hierzu auch Hildenbrand/Jahn 1988, S. 205). Diese Dynamik im Verhältnis von Familientraditionen und Zeiterfahrungen wird im Folgenden am Beispiel ländlicher Familien diskutiert. Hierbei wird auf die Ergebnisse einer Untersuchung über Armut im Nordosten Deutschlands (2005-2008) und deren Fortsetzung (2011) aufgebaut.⁴

3. Eine ländliche nord-ostdeutsche Region nach 1990

In dem ausgewählten ländlichen Untersuchungsgebiet, in dem die Daten erhoben wurden, wurde für den Erhebungszeitraum 2005 eine Arbeitslosenquote von 37%, die für einzelne Gemeinden im Landkreis noch höher sein konnte, ausgewiesen.⁵ Angesichts dieser Situation lag es nahe, danach zu fragen, inwiefern hier Verarmungsprozesse beobachtet werden können. Simmel spricht vom „relativistischen Charakter des Armutsbegriffs“ (Simmel 1906). Diese Relativität von Armut beinhaltet auch eine räumliche Komponente: Armut im ländlichen Raum wurde lange Zeit in Bezug zur Stadt gesehen und nicht an sich als relevant erachtet. Ländliche Armut ist daher ein wenig erforschtes Thema. Eine der ersten umfassenden soziologischen Armutsstudien in den 1930er Jahren bezog sich zwar auf das „Industriedorf“ Marienthal (Jahoda u.a. 1975), doch war hier gerade nicht das ländliche, dörfliche Leben der Ausgangspunkt der Forschung, die Autoren/innen sprechen von den „manuellen Arbeitslosen einer Branche“ (ebd., S. 25).⁶

Das ländliche Leben (der „kleinen“ Bauern, Landarbeiter usw.) war nie „reich“, aber durch die Nähe zur Nahrungsversorgung auch nicht existenziell bedroht. Aus diesem Grund wurde die These vertreten, dass Dorfarmut ein akademischer Begriff sei und auf dem Lande andere Ausgrenzungsmechanismen gelten würden (Inhetveen 1990). Mitte der 1990er Jahre erschien eine Studie zum Umgang mit Armut und Arbeitslosigkeit im ländlichen Milieu (Chassé 1996), die die Auswirkungen des Umbruchs der traditionellen Wirtschaftsformen, der mit den 1950er Jahren einsetzte, in der ländlichen Sozialstruktur, ihren Lebensformen und Lebenslagen thematisiert. Doch diese Ergebnisse sind nicht ohne Weiteres generalisierbar: Die Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns von einer gutsherrschaftlichen zu einer vorwiegend agrarisch-industriell strukturierten Gesellschaft erschwert Analogien zu den wenigen vorliegenden Studien über ländliche Armut, da diese sich meist auf Gebiete mit einer bäuerlichen Familientradition beziehen (Bohler 1995).

Diese Differenzierungen spielen bereits in den klassischen Untersuchungen von Max Weber zu den Arbeitsverhältnissen und zur sozialen Lage der ostelbischen Landarbeiter eine Rolle (Weber 1988; Weber 1997). Die Ländlichkeit in Mecklenburg-Vorpommern war, angefangen vom „Bauernlegen“ bis zu den agrarreformerischen Ansätzen im 19. Jahrhundert, nicht mehr kleinteilig strukturiert (Brunner 1996). Die späten Bemühungen um die Wiedereinführung der bäuerlichen Wirtschaft wurden von den historischen Ereignissen überrollt. Nach den Weltkriegern wurden mit der Bodenreform 1945 zwar etwa 78.000 Neubauernstellen geschaffen, doch bereits 1952 begann die Kollektivierung der Landwirtschaft und später die Einführung industriemäßiger Produktionsmethoden (ebd., S. 66/67). Damit blickt der ländliche Bereich in Mecklenburg-Vorpommern auf eine spezielle „Lohnarbeiter-Geschichte“ zurück. Weniger das Eigentum, sondern die Erwerbsarbeit strukturierte den ländlichen Bereich. Somit traf der Wandel nach 1990 diesen Bereich auch besonders hart und es gab nach der Auflösung der Genossenschaften aus historischer Sicht kaum die Chance, sich auf den „Hof“ und die eigene Wirtschaft zurückzubedenken.

Dies ist der Hintergrund, vor dem die ländliche Entwicklung nach 1990 zu sehen ist. Diese fand in schwach besiedelten Gebieten (unter 100 Einwohner pro km²) mit zugleich überproportional hoher Beschäftigung in der Landwirtschaft (über 25%) statt (Nagel/Stuhler 1997). Nicht nur einzelne Personen, sondern gro-

ße Gruppen von Menschen wurden zu gleicher Zeit mit Arbeitslosigkeit und dem daraus erwachsenden Armutsrisiko konfrontiert. Bezogen auf die ostdeutsche Landwirtschaft betraf das seit 1990 im Durchschnitt vier von fünf Arbeitsplätzen (Elder/Meier 1997; Zierold 1997).

4. Familiengeschichten und Armutserfahrungen

Im qualitativen Teil der Studie zur Armut in Ostvorpommern wurde der Frage nachgegangen, in welcher Weise sich Armutserfahrungen auf Familien auswirken. Potentielle Armutslagen wurden an Arbeitslosigkeit, Sozialhilfe bzw. Arbeitslosengeld (ALG II-Bezug), an einem geringen Einkommen (working poor) und daraus möglicherweise entstehenden defizitären Lebensmöglichkeiten festgemacht. Drei Familiengenerationen wurden untersucht. Die *Fokusgeneration* (geb. 1950 bis max. 1965) bildete den Ausgangspunkt der Auswahl. Diese erfolgte nach dem Vorkommen von Arbeitslosigkeit und Mangelsituationen seit 1990. Diese Generation war zum Zeitpunkt der Wende zwischen 24 und 39 Jahren alt und bei der Erhebung zwischen 40 und 55. Sie wuchs in der DDR auf (Schulabschluss, Ausbildung, Studium). Bei den Älteren kommen bis zu 15 Berufsjahre in der DDR dazu. 1989 endete bei den ausgewählten Personen in der Regel die „DDR-Normalerwerbsbiografie“ und es begann eine Phase wechselnder Beschäftigung, Weiterbildung und oft Erwerbslosigkeit. Die *Elterngeneration* (Eltern der Fokusgeneration) wurde zwischen 1920 und 1935 geboren. Sie hat das Ende der NS-Zeit, zum Teil die Vertreibung und den Neuanfang nach 1945 erlebt und sich ein Leben in der DDR aufgebaut. Mit der Kollektivierung und der Mechanisierung der landwirtschaftlichen Berufe veränderte sich das Landleben parallel zum Lebenslauf dieser Generation maßgeblich. Zum Erhebungszeitpunkt war diese Generation in der Regel bereits aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Die *Kindergeneration* (Kinder der Fokusgeneration) war 1989 noch jung. Viele „Kinder“ sind heute selbst arbeitslos oder in prekärer Beschäftigung. Die jüngeren unter ihnen haben ihre Eltern von Kind auf in Arbeitslosigkeit oder Auffangmaßnahmen erlebt und nicht in einem planbaren Arbeitsalltag.

Die Generationendynamik dieser drei Generationen spiegelt ländliches Leben mehrfach: Von der geschichtlichen Zeit geprägt, vom Wandel durch Wanderungen und räumliche (Neu)verortung und hinsichtlich familiärer Besonderheiten (Bildung, Familienmilieus, Traditionen und Lebensstile)⁷.

5. Armut und Schicksalsgebundenheit

Frau *Wunder*⁸ gehört zur Fokusgeneration und ist zum Zeitpunkt des Interviews 53 Jahre alt. Sie wuchs in einem Dorf auf, hat nach acht Jahren die Schule beendet, eine Ausbildung zur Fachverkäuferin gemacht und vier Kinder geboren. Sie ist geschieden und wiederverheiratet, das jüngste Kind lebt noch im Haushalt. Die Familie lebt in einem dörflichen Altneubaublock und hat zuvor die Mietwoh-

nungen im gleichen Ort mehrmals gewechselt. Das Haus des Ehemannes in zweiter Ehe, in dem sie gelebt hatten, wurde nach einem Rechtsstreit mit der Familie des Mannes verkauft. Frau *Wunder* hat nach 1990 keine reguläre Arbeit mehr gefunden, bezog Arbeitslosengeld und war mehrmals zu Qualifizierungen. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews ist sie gerade in das Arbeitslosengeld (ALG II) gewechselt. Sie hat zugleich ihre ersten zusätzlichen 1,50 €-Job. Gleich in der Eingangserzählung kommt sie auf ihre jetzige Situation zu sprechen:

„...na ja det det (.) na ja det glaub ick gar nicht ABM geht ja sowieso bloß immer n' halbes Jahr jetzt noch da kommt man ja gar nich mehr ran det man Arbeitslosengeld kriegen würde nich ((atmet tief)) und ick find dat überhaupt alles nicht schön dat det alles so is (1,0) ick würde lieber jeden Tach morgens aufstehen können und sagen jetzt musst du zur Arbeit und abends wieder nach Hause kommen und (.) sagen dat is 'n Tach wieder voller Arbeit jewesen nich und wo ick weiß ick verdien mir mein Geld alleine so und und brauch nicht auf (.) sozusagen Almosen anjewiesen sein nich ((lauter werdend)) und wo der Staat einem vorschreibt so viel darfst du bloß haben und und mehr krichst du nicht ne (.) dat is ick find dat allet nich schön so wie dat is und und wenn wir jetzt n bisschen wat äh Einkommen mehr hätten zum Beispiel jetzt wenn man die Betriebskostenabrechnung kricht wenn man 'n bisschen erwirtschaftet hat wo man 'n bisschen jespargt hat an Heizung oder Wasser ebend und man kricht da wat zurück dat wird einem nachher wieder anjerechnet und dat wird beim nächsten Mal schon gleich wieder abgezogen der Mensch der der ist ja überhaupt nicht mehr dat der zum Sparen anjehalten wird...“⁹

Frau *Wunder* stellt fest, dass sie inzwischen nicht mehr Arbeitslosengeldansprüche erheben kann, weil ihre Maßnahmezeiten zu kurz ausfallen und sie sagt, dass ihr die Arbeit als Struktur fehle. ALG II ist die letzte Station, an andere Maßnahmen „kommt man nicht mehr ran“, von regulären Stellen ist gar nicht die Rede. Sie erkennt ihre Lage und will aus ihr heraus. Sie erkennt zugleich, dass es nicht mehr geht. Es geht in diesem Zitat um den Zusammenhang von regulärer Arbeit und Almosen, d. h. finanzieller Abhängigkeit. Der Arbeitseinsatz wird erst dann sinnvoll, wenn man sich damit Unabhängigkeit erkaufen kann. Dass die Möglichkeiten, eine wenig qualifizierte Arbeit zu finden, sehr beschränkt sind, weiß Frau *Wunder*, und sie hat sich in dieser Hinsicht seit der Wende auf die neue Auffangstruktur (Arbeitslosenversicherung, vermittelte Jobs) verlassen. Es ist keineswegs so, dass sie nicht arbeiten wollte, sie vermisst insbesondere die Struktur, die ihren Tagen durch Arbeit gegeben wird. Weiterhin gibt eine Anstellung Sicherheit. Nach 1990 hat sie sich an Arbeitslosengeld oder wechselnde Maßnahmen „gewöhnt“. Mit der Einführung des ALG II und vorher durch die Einführung des Euro ändert sich die Situation, die materielle Absicherung ist geringer geworden. Beim ersten Besuch bei Frau *Wunder* ist diese Umstellung gerade erfolgt. Sie scheint bereit, sich auch an diese neue Struktur anzupassen, z.B. hat sie sich beraten lassen, was ihrer Familie an ALG II-Unterstützung zusteht. Es ist zu wenig und daher wird im Rahmen einer ländlich sparsamen Lebenseinstellung versucht, aus dem ALG II-Bezug – z.B. durch Sparsamkeit im Verbrauch von Energie – einen Überschuss zu erwirtschaften. Die Erkenntnis, dass diese Summe rücküberwiesen werden muss, ist ein Schock. Weniger die Transferabhängigkeit generell wird für Frau *Wunder* zum Problem als der Verlust des unterstellten planbaren Freiraumes im Rahmen dieser staatlichen Unterstützungsform. Sie bekommt ihr Auskommen vom Staat als „Almosen“. Sie ist an dem Punkt angelangt, wo sie Selbstbestimmung als entwertet erlebt, was schließlich dazu führt, dass sogar grundlegende (ländliche) Tugenden, wie z.B. Sparsamkeit, sich nicht mehr lohnen.

Auf den ersten Blick erscheint die Situation von Frau *Wunder* unter ALG II klar zu sein: ein 8-Klassenabschluß und die Orientierung auf eine gering qualifizierte Tätigkeit (ohne Weiterbildung), dazu eine Abhängigkeit von heteronomen Strukturen, zu denen auch die Möglichkeit der Abfederung problematischer Lebenspassagen in der DDR gehörten, lassen die nach 1990 einsetzende Akzeptanz der Maßnahme-Versorgung plausibel und das Los der Arbeitslosigkeit im Rahmen der schwierigen Lage auf dem regionalen Arbeitsmarkt als programmiert erscheinen. Doch es lohnt sich, genauer hinzusehen. Wie erscheint diese Lage im gesamten biografischen und familiären Kontext, was bedeutet die jetzige Situation von Frau *Wunder*, welche Entwicklungsszenarien sind noch möglich? Ist der weitere Abstieg zwangsläufig, welche Chancen haben die Kinder von Frau *Wunder*?

In dieser Familie herrschen zwar sehr bescheidene Lebensverhältnisse vor, jedoch war bisher keine Arbeitslosigkeit vorgekommen. Wie lässt sich der Zustand der Abhängigkeit von „Almosen“ in die Familiengeschichte einordnen und was folgt daraus für die weitere Entwicklung der Familie und eventuell der Region? Dazu nochmals eine längere Passage aus dem Interview mit Frau *Wunder*:

„Nein nein erst haben wir in (.) wie ick meinen Mann hab kennen jelernt haben wir in Sagow jewohnt denn is seine Mutter verstorben denn sind wir nach Kagow jezogen weil wir raus mussten aus dem Haus die Geschwister (.) wollten det alles verkaufen von meinem Mann (.) und denn sind nach Kagow jezogen und von aus weil die Wohnung uns zu klein nachher war wir hatten da bloss zwei Zimmer unser Max der war ja denn nachher schon (.) erst hat er ja immer noch ging det ja immer noch wenn die Kinder klein sind denn nachher denn können die ja immer noch drin schlafen bei'n Eltern (.) aber er wurde ja auch immer größer und denn nachher denn sind wir hierher jezogen (.) und wir haben nich hier erst jewohnt wir haben vorn an der Straße jewohnt (.) hier in in Kagow sind wir zweimal umgezogen (.) det erste Mal sind wir in einem Haus reinjeraten (1,0) da ist der Nebenmieter (.) ach ja wie soll ick dat nu sagen (.) also mit denen wären wir da nich klar jekommen det (.) die waren auch nicht so für Ordnung und ick wir haben 'nen Vierteljahr in dem Haus jewohnt und da sind wir (.) in diesem Vierteljahr hat die Familie den Jemeinschaftsflur nicht ein Mal jemacht den hab ick immer jemacht (.) so und deswegen und die Söhne oder der Sohn der eine der is (.) auch nich so jewesen wie man sich dat von einem Kind vorstellt (.) da wie soll ick sagen naja da hat man Nazilieder jehört und so wat alles (.) is wohl der rechten Szene zuzuordnen jewesen (.) na ja jedenfalls sind wir denn in dem Nachbar in det Nachbarhaus reingezogen und da is uns vor zwei Jahren die Waschmaschine explodiert (.) und da mussten wir dann nachher raus da hat uns der Vermieter dann nachher jekündigt gehabt (.) obwohl es feststand dass dat 'n technischer Defekt jewesen ist (.) Polizei und und Feuerwehr haben uns dat bestätigt (.) aber vorher gab et da ja ooch schon Reibereien mit dem Vermieter det hat ihm nich jepasst und dat hat ihm nich jepasst und jenes hat ihm nich jepasst und dieses sollte nich sein und und jenes sollte nich sein und (.) man wurde ja praktisch (.) ja wie soll man sagen (.) wie wie nennt man dat jetzt (1) schikaniert...wir sind weg jefahren ick hatte die Waschmaschine angestellt unser Sohn ist zwar zu Hause jewesen (.) der ist zwölf Jahre jewesen und ick meine wenn man 'nen zwölfjährigen Jungen noch nicht alleine lassen kann (.) denn is dat ja wohl traurig jenuch nich und 'nen zwölfjähriges Kind kann auch schon mal nach 'ne Waschmaschine gucken wenn ich sachen tue hör her (.) wenn die aus is denn nachher drückstde da auf den Knopf rauf und denn ist die ganz und gar aus nech ja und der Rechtsanwalt von denen der hat uns dat ja vorgehalten dat wir 'n minderjähriges Kind alleine jelassen haben (.) nich und wir wären sowieso nur zwei Stunden weg jewesen oder zweieinhalb vielleicht (.) nich (.) und dat haben die uns ja sozusagen haben die uns ja 'nen Strick draus gedreht nich (.) naja und (...)“

Die zunehmende Abhängigkeit von Maßnahmen wird begleitet vom Übergang aus einem eigenen Haus (auch wenn es der Schwiegermutter gehörte) in die Mietab-

hängigkeit. Die erste Wohnung war klein. Der dadurch nochmals notwendige Wohnungswechsel wird mit dem Wachsen des Kindes begründet. Dabei erfolgt der Wechsel in eine neue Wohnung erst, als das Schlafen des Kindes im elterlichen Bett nicht mehr möglich scheint, die beengte Wohnsituation wird lange ertragen. Dabei scheint der Fakt, dass Kinder größer werden, gleichsam der eigenen Antizipationsmöglichkeit entzogen (obwohl sie bereits vier Kinder hat). Während Frau *Wunder* also einerseits beklagt, dass sie ihr Leben nicht selbst strukturieren kann, wird andererseits erkennbar, dass sie mögliche Kontingenzen nicht wahrnimmt: Die biographischen Abläufe erscheinen schicksalhaft.

Beim zweiten Wechsel der Wohnung gab es wieder eine unvorhergesehene Nebeneinwirkung: die Nachbarn. Sie musste den Hausflur alleine reinigen, das ist ein Grund für Missverhältnisse. Hinzu kommt, dass der Nachbarssohn nicht so war, wie sie sich vorstellt, der Verweis auf die Nazilieder ist abgrenzend. Es geht in dieser Hintergrundkonstruktion um Elemente der Distinktion: Sie grenzt sich zum einen von denen ab, die den Flur nicht sauber machen, sie hat dies „immer“ getan. Sie achtet auf Sauberkeit. Zum anderen verweist sie implizit darauf, dass sie hohe Ansprüche an die Kinder stellt. In der Abgrenzung von dem Sohn der Nachbarn, der diesen Erwartungen nicht gerecht wird, ist ein Verweis auf ihren andersgearteten Sohn impliziert. In dieser Betonung der eigenen Orientierung an Ordnung und an hohen Erziehungsmaßstäben – in Abgrenzung von den Nachbarn – ist der Hinweis enthalten, dass sie bzw. ihre Familie noch nicht ganz unten angekommen ist.

Sie und ihre Familie sind aber Opfer, einerseits Opfer derer von ganz unten, der eigentlichen Asozialen, Rechten sowie Opfer der Schikane des Hausbesitzers. Gleichzeitig deutet sich hier ein Dilemma an: Obwohl sie sich selbst keineswegs als die wahrnehmen, die ganz unten stehen, werden sie vom Vermieter als solche behandelt. Mögliche Gründe des Vermieters, die, berechtigt oder unberechtigt, ihr Verhalten und ihren Auszug betreffen und nicht genannt werden, können in den Hintergrund treten, indem das Problem mit der Waschmaschine als ein der eigenen Verfügbarkeit völlig entzogenes Ereignis in den Vordergrund rückt. Die „Explosion“ der Waschmaschine fungiert als Fokussierungsmetapher¹⁰. Zum einen wird – bis zum Tag des Interviews – der genaue Vorgang in technischer Sicht nicht verstanden.¹¹ Dieser wird durch den Begriff „Explosion“ vage gehalten und erhält geradezu mystische Qualität. Die Klärung des genauen Vorgangs wäre Voraussetzung für die Schuldklärung. Indem dies mystifiziert wird, dokumentiert sich erneut die Haltung der Schicksalsgläubigkeit und eine darin fundierte Opferhaltung. Zum anderen bleibt diffus, ob es „traurig genug“ ist, dass der Sohn nicht richtig geguckt hat oder, dass man ein Kind nicht mit einer Maschine allein lassen kann. Hier dokumentiert sich, dass sie sich ja bis heute über diese Zusammenhänge keine Klarheit verschafft hat. Dies ist vor dem Hintergrund der Haltung, dass sie vom Schicksal getroffen sind, auch nicht nötig. Die Explosion steht als Metapher eines von außen über sie hereinbrechenden Ereignisses, welches der Verfügbarkeit völlig entzogen ist.

Der „Opferrahmen“ legt sich über unterschiedliche Ereignisse: Im Interview erzählt Frau *Wunder* die lange Krankengeschichte ihres Mannes, auch er wird Opfer der Ärzte und kann ihrer Meinung nach deswegen weder einen neuen Abschluss machen, noch arbeiten.¹² Eine weitere Geschichte, in der Frau *Wunder* berichtet, dass sie oft nach Monatsmitte von Eiern leben müssen, da das Geld alle ist und sie erst durch einen Zufall darauf kommen, dass man die Eier auch vermarkten könne, belegt noch einmal, dass auch der Einsatz der Eier als Hilfsmittel

zum Überleben als „glücklicher Zufall“, also schicksalhafte Fügung, bezeichnet wird. Es gibt also nicht nur negative, sondern auch positive Schicksalsverläufe.¹³ Doch es bleibt in beiden Fällen dabei, dass undurchschaubare Mächte den Alltag steuern.

Die komparative Analyse mit den Eltern von Frau *Wunder* zeigt, dass der Schicksalsrahmen über die Generationen tradiert wird. Auch bei den Eltern lässt sich die Bedeutung von Schicksal im Leben rekonstruieren, hier bilden die Verwurzelung in der ländlichen Tradition (kleines Haus, Garten, Tierhaltung)¹⁴ und die damit verbundene Lebensstruktur den Hintergrund dieser Lebenseinstellung. Diese wird zum Beispiel im Fall einer Erkrankung der Tochter (Frau *Wunder*, Fokusgeneration) sichtbar: Für die Eltern ist es schwer, über den dörflichen Rahmen hinausgehende Ereignisse zu verarbeiten. Obwohl die Tochter im Krankenhaus liegt, verlassen sie sich in erster Linie auf die Fernwirkung einer Wunderheilerin.

Diese Tochter bricht äußerlich aus der ländlichen Lebensweise aus, sie lebt auf dem Dorf ein „arbeiterliches Leben“ (Engler 1999)¹⁵, lässt sich scheiden und heiratet doch wieder einen Mann, der auch „trinkt“. Die erste Ehe war so schwierig, dass die Großmutter die Kinder oft betreuen musste, die dem Lärm und Zank der elterlichen Wohnung ausweichen wollten. Das jüngste Kind von Frau *Wunder* aus erster Ehe ist deshalb auf eigenen Wunsch bei den Großeltern aufgewachsen. Frau *Wunder* tradiert somit die schicksalhafte Lebenseinstellung ihrer Eltern, doch hat sich deren Kontext gewandelt. So lebt sie nicht mehr in dem vorgegebenen dörflichen Rahmen. Die zu ihrem veränderlichen Leben notwendige Lebensplanung, kann sie jedoch nicht entwickeln.

Hier ergeben sich Anschlüsse an den zeithistorischen Kontext. Die rapide Verwandlung des dörflichen Lebens nach 1945 beförderte einen Widerspruch, der sich im Umbruch der Lebensweise der Eltern *Wunder* im Vergleich zur Fokusgeneration manifestiert. Diese Orts- und Zeitgebundenheit zerfällt nach 1945. Es entsteht in dieser Region ein ländliches Leben, welches kaum noch ländlich strukturiert ist. Aber das Versorgungssystem der DDR ermöglicht zugleich Freiräume: häufiger Wechsel der Arbeitsstellen, Unterbrechungen durch Alkoholexzesse waren im ländlichen Alltag möglich. In der äußerlich scheinbar durchgeplanten DDR-Gesellschaft waren Passivität oder Planlosigkeit durch existierende Sicherheitsnetze „gedeckt“. ¹⁶ Die ländliche Schicksalsgebundenheit wird in ein politisches System integriert, welches eine reaktive Lebenseinstellung begünstigt. Komponenten des Familienhabitus¹⁷, der über die Generationen tradiert wurde, werden in dieser Familie dann erst nach 1990 zum Problem, das betrifft insbesondere die Planlosigkeit im Lebensentwurf, der eine auf schicksalhafte Mächte vertrauende Einstellung zugrunde liegt.

In der dritten Generation dieser Familie lässt sich wiederum die Tradierung des Schicksalsrahmens erkennen, zugleich werden aber auch Wandlungen in dessen Bedeutung sichtbar. Während die Söhne von Frau *Wunder* aus erster Ehe sich ebenfalls in der elterlichen Spirale von Arbeitslosigkeit befinden, hat es die Tochter, die bei den Großeltern aufwuchs, geschafft: 1976 geboren, schließt sie 1992 die 10. Klasse ab und bekommt eine Lehrstelle in der Region. Sie ist im Beruf erfolgreich, wechselt für zwei Jahre in die Alten Bundesländer, weil sie von ihrem ersten Mann loskommen will und zugleich das Gefühl hat, einmal die Region verlassen zu müssen. Da die Großeltern inzwischen Hilfe brauchen, ist sie zurückgekommen und dabei zugleich in ihrem Beruf aufgestiegen.

Die Geschichte ihres Wegganges aus der Heimatregion lässt sich als Geschichte einer Wandlung interpretieren. Ihre erste Ehe scheiterte, weil Frau *Wunder jr.*

Erwartungen an ein partnerschaftliches Leben hatte, die nicht erfüllt wurden. Da sie sehr an ihrem Ehemann hing, konnte sie sich lange nicht lösen. Die Trennung gelingt ihr erst in einem Schritt mit der räumlichen Lösung. Diese wiederum wird erleichtert, weil sie nach einem Spontanbesuch im Rheinland einen anderen Mann kennen lernt. Am meisten imponiert ihr, dass dieser sich zu Beginn der ersten Begegnung eine Cola bestellt, also nicht „trinkt“. Diese erste Begegnung wird schicksalhaft mystifiziert, vor allem bezieht sich das auf die ersten Übereinstimmungen, wie z.B. hinsichtlich des Trinkens. Sie ist konsequente Nicht-Alkohol-Trinkerin. Dieser schicksalhafte Glaube an ihn trägt sie weit: Sie hat sich von den Eltern und dem ersten Ehemann abgenabelt und kann nun auch gleichsam von außen über sie urteilen. Ihrer Meinung nach kann man alles schaffen, wenn man sich anstrengt. Das hat sie nicht nur im Beruf demonstriert sondern auch durch ihren zeitweiligen Weggang.

Max, der Jüngste (ebenso Kindergeneration, jedoch aus zweiter Ehe von Frau *Wunder*) hat in zehn Schuljahren den Abschluss der 9. Klasse erworben und danach eine Ausbildung absolviert. Er erzählt in dem folgenden Gesprächsabschnitt über seine Abschlussprüfung.¹⁸

„Und denn hab ick dit in N. versucht da bei M. (.) ja und der hat denn gleich zugesacht (.) denn konnt ick erst zwei Wochen Probearbeiten machen...((Schniefen)) ja und denn (.) abm ersten achten zweitausendsiebn hab ick denn meine Lehre anjefangen...(6) die ging denn bis (.) äh dieset Jahr Februar...weil ick ja einmal durchgefallen bin inne Praxis...((Schniefen)) (Jau) un jetzt ha-ick dit jetzt beim zweiten ja zum Glück geschafft (2)...ging drei Jahre normalerweise die Lehre ne bis zweitausendzehn wär se...gegangen...die vonne Prüfungskommission die hatten aufgeschrieben gehabt dat-ick irgendwie die Maße nich eingehalten hab un-dat (2) ja un fertig geworden bin-ick ja auch nich weil ich n bisschen zu langsam war...((Schniefen)) (2) Ja un da in der ersten Prüfung da ham mir ja glaub-ick nur vier oder fünf Prozent jefehlt um zu bestehen...und jetzt in der zweiten Praxisprüfung da haben mir (.) sechs Prozent gefehlt um ne eins zu kriegen...da bin-ick ja auch erst zu spät jekommen zur zweiten Prüfung (.) zehn Minuten oder ne Viertelstunde (.) aber ick hab-it denn trotzdem noch jeschafft...alles ((Schniefen)) ja Ick hatte eigentlich schon damit jerechnet dat ick wieder durchfall aber...weil ick fand dat Stück eigentlich nich so gut...dat wat-ick in der ersten Prüfung gemacht hatte dat fand-ick wesentlich besser wat ick denn da in der zweiten gemacht hab ((Schniefen)) ja denn war ick ganz überrascht als sie mir gesacht ham dat-ick dann mit neunundachtzig Prozent bestanden habe...(5) ja un meine Schwester die hat sich noch mehr gefreut als ick mich selber damit ick bestanden hab...ja na und denn war ick ja jetzt zwei Monate arbeitslos (.) und jetzt seit Montag diese Woche ha-ick denn wieder Arbeit jefunden.“

Max beschreibt hier den Prozess der Aufnahme und den Abschluss seiner Ausbildung. Die Verlaufsbeschreibung wird durch Verweis auf konkrete Daten unteretzt (Prüfungstermin, Abschluss der Ausbildung, Dauer der Arbeitslosigkeit). In diesem zeitlichen Verlauf ist auch die Verlängerung der Ausbildung durch eine nicht bestandene Prüfung eingebettet. Der Interviewte sieht die im zweiten Anlauf bestandene Prüfung als glückliche Fügung an. Die Grundlagen der Einschätzung für das Bestehen der Prüfung scheinen seiner Beurteilung entzogen: *Max* bleibt auf der Ebene der Prüfungsrahmung und kommt allein über den Blick der Prüfer auf seine eigenen Kenntnisse und Fähigkeiten zu sprechen. Die Betonung liegt darauf, was die Kommission aufgeschrieben hat. Erst im Nachsatz fügt er hinzu, dass er zu langsam war. Als er auf die zweite Prüfung zu sprechen kommt, betont er, dass er es trotz seines Zuspätkommens noch geschafft hat, eine Zwei zu bekommen. Diesmal liegt es auch nicht in erster Linie am Können, sondern am

glücklichen Zufall, dass er es noch geschafft hat. Eigentlich hatte *Max* damit gerechnet, wieder durchzufallen. Allerdings vergleicht er seine jeweils erzeugten Werkstücke: Er fand das zweite Stück – im Widerspruch zur Kommission – schlechter als das erste. In diesen ganzen Vorgängen dokumentiert sich eine Unsicherheit in Bezug auf die Einschätzung eigener Leistungen und Distanz zu den eigenen biografischen Abläufen. Der Verweis darauf, dass die Schwester sich mehr gefreut hat, unterstreicht diese Abhängigkeit von äußeren Bewertungen nochmals.

Was bedeutet es nun, wenn ein 1990 Geborener den Schicksalsrahmen der Familie übernimmt? Wie gezeigt werden konnte, setzt *Max* eine Lebensroutine fort, die sich in die gegebenen Möglichkeiten einpasst. Auch für ihn sind biografische Abläufe nur bedingt der eigenen Einflussnahme zugänglich. Er hat gerade einen 400 Euro-Job; den vergleicht er positiv mit der vorausgegangenen kurzen Arbeitslosigkeit und reflektiert nicht das Prekäre der neuen Situation. Diese habituelle „Immobilität“ wird auch in anderen Passagen des Interviews deutlich, z.B. in der Einstellung von *Max* zur Möglichkeit der Abwanderung: *Max* hat von der Möglichkeit gehört, aus Mecklenburg-Vorpommern wegzugehen. Doch er fürchtet sich vor den Herausforderungen der Fremde. Er hat – obwohl er immer noch bei seinen Eltern lebt – inzwischen auch Freunde gefunden:

„na-ja und Mutti hat ja auch schon immer gesagt, dat ick soll ins Ausland gehen, aber (.) weiß nich, irgendwie will ick, aber irgendwie auch nich...weil wird da bin ja auch komplett auf mich alleine gestellt denn...un denn (1) da auch, muss-ick mir ja wieder neue Freunde suchen und allet, auch fang ick dann quasi auch von ganz vorne wieder an...“

Im Gegensatz zu vielen seiner Altersgenossen und vor allem zu den Mädchen seines Jahrgangs, die ihr Glück in der Ferne suchen, will er zu Hause bleiben und wohnt sogar noch bei den Eltern. Statt generationellen Neuanfängen in der Lebensweise begeben uns wiederkehrende Verhaltensmuster.¹⁹

6. Differenzierungen des Schicksalstyps

Die Fallanalyse der Familie *Wunder*, zu der sechs Interviews und vier Folgeinterviews in der Familie²⁰ beigetragen haben, verweist auf den in der Familie übertragenen Orientierungsrahmen einer schicksalhaften Lebenseinstellung. Der Fallvergleich innerhalb der Familie hat zu einer empirisch abgesicherten ersten Typenbildung geführt. Dieser Typ lässt sich bei anderen Familien in gleicher Lage ebenso nachweisen bzw. differenzieren. Auf diese Weise lässt sich dann der Orientierungsrahmen dieser Familienmilieus in Richtung auf einen Typus ländlicher Milieus hin generalisieren, der für Armut in besonderer Weise anfällig ist. Eine weitere Familie soll hier noch vorgestellt werden:

Frau Zimmer (Geburtsjahr 1956) gehört der Fokusgeneration an. Sie hat einen 8-Klassen- und Facharbeiterinnenabschluß. Sie war vor der Wende als Kellnerin tätig, unterdessen ist sie Reinigungskraft in einem Hotel. Ihr Entwicklungsweg nach der Wende unterscheidet sich von anderen Biografien dadurch, dass sie kontinuierlich in Arbeit geblieben ist. Allerdings arbeitete sie seit 1990 saisonal, d.h. bezog in den Wintermonaten Arbeitslosengeld. Mit den auf sie zukommenden Veränderungen unter ALG II hat sie noch keine Erfahrungen. Sie bezeichnet ih-

ren Beruf als „Zimmermieze“, der Verdienst ist gering, durch die geringen Verdienstmöglichkeiten ist sie der Gruppe der „working poor“ zuzuordnen. Sie hat zwei Töchter und ist geschieden. Die ältere Tochter entfernt sich nach der Scheidung von der Familie, sie haben keinen Kontakt mehr. Die Mutter weiß, dass die Tochter in der rechten Szene lebt. Im Interviewausschnitt erzählt sie von der Zeit nach der Scheidung:

„...Und ich war froh wo die Scheidung durch war dass ich (.) ich sag Mädels det geht wieder aufwärts (.) hab ooch ein Jahr auswärts gewohnt (.) hier neben der Post in so=nem (.) so=ne Bruchbude uff Deutsch jesacht (.) und dann nachher jings wieder hin haben wir die alte Wohnung gekriegt im miserablen Zustand wie ich jehört hatte (.) von der=von der Wohnungsding da (.) und dann (.) ging die Große nachher ihren eigenen Weg (.) ich sag=wir hätten es? doch so schön haben können ick und die Mädels (.) aber es ging nicht (.) es war auch viel (.) mein Mann hatte och viel Schuld (.) ich sag ja, erziehungsmäßig war gar nichts (.) leider (.) zum Anfang (.) war alles Friede Freude Eierkuchen hat (.) Kochen (.) war er Meister drinne (.) kochmäßig so sauber machen ging ooch aber eben wie jesagt der Alkohol hat nachher alles (.) kaputtgemacht (.) ich (.) ich bin ja absolut gegen Alkohol ich trinke auch kein (.) nur mal zu (festlichen) Sektchen ((lachend)) aber sonst nicht...vor de Wende da jings schon los (.) war so (.) ein bisschen abhängig schon aber das man sich so gehen lässt hier (.9) ist nicht zum Arbeitsamt gefahren krieche ja kein Arbeitslosengeld und nichts er hat nur von Sozialhilfe (.) jelebt und=und (.) ja Kinderjeld hat er nicht jezahlt warum? er hatte aus der ersten Ehe schon zwei (.9) hat sich kein Kopf jemacht (.) ja der Junge aber dat man denn sich so gehen lässt verstehe ich nicht (.) ist ja schlimm jewesen.“

Frau *Zimmer* ist zwar froh, endlich geschieden zu sein und dennoch wird in dieser Passage ein Problem deutlich: Allein mit den Kindern, ohne Mann, hätte es schön sein können, doch es klappt nicht – die Familie bricht auseinander. Der Text enthält eine elementare Unklarheit dahingehend, ob sie die Entwicklung der Kinder positiv oder negativ sieht – hinsichtlich ihrer biografischen Evaluation bleibt sie passiv, nimmt sich zurück, was Unklarheiten birgt: Wenn ihr Mann „och viel Schuld hatte“, wer hatte dann noch Schuld? Hier, an dieser Stelle des Interviews, benennt sie als Hauptproblem die fehlende Erziehung, was sie wiederum nur auf den Mann schiebt, insbesondere habe diese durch den Alkoholismus des Mannes gelitten. Früher sei er ein guter Koch gewesen und saubergemacht habe er auch – was u.a. darauf hindeuten könnte, dass die Haushaltspflichten vor der Wende gerecht verteilt waren. Der Alkohol scheint wie eine Macht: Sie sagt nicht, ob sie auch getrunken hat, sie stellt aber fest, dass sie gegen den Alkohol ist. Insofern bleibt hier die Attribuierung der Verantwortung offen, was letztlich bleibt, wem Verantwortung zugeschrieben wird, ist der Alkohol – also gleichsam einer externen Macht.

Für Frau *Zimmer* scheint erst die Zeit nach der Wende schlimm geworden zu sein, vorher wurden diese Dinge, Scheidungen, Kinder in anderen Ehen, Alkohol scheinbar eher akzeptiert. Der Unterschied besteht möglicherweise darin, dass nach der Wende die Unterstützungsleistungen und der Unterhalt eingefordert werden mussten. Mit der Wende war mehr Aktivität gefragt. Der Mann, der hier plötzlich der „Junge“ wird, hat sich nicht bemüht – hat sich gehen lassen – und ist gleich zum „Sozialhilfefall“ geworden. Sie schreibt dem Mann hier plötzlich kindliche Eigenschaften zu – er ist ein Junge. Sie behandelt ihn wie einen Noch-Nicht-Erwachsenen, also mit eingeschränkter Verantwortlichkeit. Auch hier wird Verantwortlichkeit nicht zugeschrieben bzw. nicht eingefordert. Das Verhalten von jemanden, der sich der Verantwortung für andere vollkommen entzieht, wird in Kategorien abgehandelt, die in anderen Milieus als „sorglos leben“ übersetzt wer-

den könnte: „sich keinen Kopf jemacht“ bedeutet eigentlich eine amoralische Haltung. Sie scheint anzunehmen, dass er es mit etwas Anstrengung geschafft hätte, so wie sie selbst. Sie kommt dabei jedoch nicht auf seine beruflichen Möglichkeiten zu sprechen. Aber der Mann unternimmt nichts, geht nicht zum Arbeitsamt, hat dann von Sozialhilfe gelebt. Warum er sich „keinen Kopf gemacht hat“, wird nicht erklärt. Auch beim Kindergeld offenbart sich eine Unkenntnis von Unterstützungsleistungen – es geht nicht um Kindergeld sondern um Unterhalt. Sie scheint sich mit diesen Dingen gar nicht auszukennen und es dokumentiert sich, dass sie ihm eine Verantwortung ihr gegenüber auch gar nicht zuschreibt oder abfordert, allenfalls gegenüber den Kindern.

Wie im Fall der Familie *Wunder* offenbart sich ein Erklärungsfatalismus: Der Mann und sein Alkoholismus sind durch Frau *Zimmer* nicht beeinflussbar.

Dieser schicksalhafte Umgang mit Problemen wird in der hier vorgestellten Untersuchung gerade bei den bildungsfernen Familien wiederholt deutlich. Insbesondere betreffs der Kinder wird dies zum Problem, sie werden, im buchstäblichen Sinne, ihrem Schicksal überlassen, denn die Attribuierung von Verantwortlichkeit für das eigene Handeln, die hier sehr eingeschränkt ist, wäre Voraussetzung dafür, überhaupt aktiv handeln zu können.²¹

Auffällig ist weiterhin, dass nicht nur bürokratische Strukturen, sondern auch biografische Entwicklungen (wie z.B. die Scheidung oder der Weggang der Tochter) als „Schicksal“, d.h. als undurchschaubare heteronome Strukturen erfahren werden. Versuche der Einflussnahme erscheinen als sinnlos. Indem diese Versuche unterbleiben, verfestigen sich – im Sinne einer self-fulfilling-prophecy – diese heteronomen Strukturen. Dabei kann man für die Schicksalsabhängigkeit der Familien unterschiedliche Gradmesser feststellen. Während es in der Familie *Wunder* zu einer regelrechten *Schicksalsmystik* kommt, kann man in der Familie *Zimmer* von *Schicksalsabläufen* und der Verlagerung von Verantwortung sprechen.²² Im Fall von Frau *Zimmer* dokumentiert sich erklärbar aus dem Verbleib in Erwerbstätigkeit ein stärkeres Maß an Eigenverantwortung. Die unzureichende Kenntnis von staatlichen Maßnahmen ist in allen Familienfällen mit dem Schicksalstypus verbunden.

7. Ländliche (Armuts-)Milieus und Familientraditionen

Im Eingangsabschnitt dieses Beitrages wurde von der kontroversen Transformationsdiskussion um die Zukunft bäuerlicher Betriebe nach 1990 ausgegangen. Daran anschließend wurde das Konzept von Ralf Bohnsack als Zugang zur Erforschung von Milieus vorgestellt, welches an die Rekonstruktion der Erfahrungsräume der Menschen, an ihre „Lebens- und Erlebenspraxis“ (Bohnsack 2014, S. 21) anschließt. Mit Hilfe dieses Zuganges in der empirischen Forschung sowie der Auswertung mittels der Dokumentarischen Methode konnten typische Verhaltensmuster rekonstruiert werden, die für Familienmilieus in dieser ländlichen Region stehen: Insbesondere konnte gezeigt werden, dass und wie wesentliche Orientierungen über Generationen tradiert werden. Weder die Angst vor der Verantwortung in einem Betrieb, noch eine Identifikation mit der genossenschaftli-

chen Idee, sondern das Verharren in tradierten Handlungsrouinen ist für das hier beschriebene Schicksalsmuster so typisch, dass nach der Wende eine neue Handlungsoption gar nicht möglich wurde.²³ Im Sample war im Kontrast dazu eine Familie vertreten, die auf eine selbständige bäuerliche Geschichte zurückblickt und hier entstand nach 1990 im Gegensatz zu den „Schicksalsfamilien“ sofort der Wunsch nach einem eigenen Hof, der dann jedoch aus finanziellen Gründen und wegen offener Eigentumsfragen nicht verwirklicht werden konnte.²⁴

Die familienspezifischen Traditionen sind in der Region verankert und wurden durch rigide Veränderungen der Lebensweise (Krieg, Vertreibung, Kollektivierung) beeinflusst. Dennoch erwies sich im rekonstruierten Fall der Schicksalstypus als beständig – die Lebensumstände blieben trotz der Veränderungen so, dass Abhängigkeiten „normal“ waren. Für die Fokusgeneration konnte gezeigt werden, dass die Wende als historisches Ereignis und insbesondere die Entwicklung seit der Einführung des ALG II die Biografien insofern besonders tangierte, weil nicht nur eine Zeit der Arbeitslosigkeit begann, sondern ein Lebenssystem zusammenbrach, das darauf gründete, überschaubare und verlässliche Strukturen vorzufinden, welche die wichtigsten Lebensfunktionen garantierten. Hier kollidierten tradierte Muster mit neuen Strukturen. Dabei griffen für die Fokusgeneration die vom Staat nach 1990 ausgelegten Halteseile. Dennoch werden im Rentenalter die Jahre der geminderten oder völlig fehlenden Erwerbstätigkeit eine besonders prekäre Rolle spielen.

Wie aus der Untersuchung weiter deutlich wird, scheint es keine „völlige Übergabe“ eines Familienhabitus zu geben, sondern eher eine „Neuformatierung“ bestimmter Komponenten in der nächsten Generation.²⁵ Diese Neuformatierung, die hier bis zum (Enkel)sohn nachvollzogen wurde, erfolgt im komplexen Geschehen zwischen gesellschaftlichem Wandel, Traditionen und Generationen. Die Folgen sind im Fall von Max sichtbar: Es ist in dieser Region generell schwierig, aus der Arbeitslosigkeit und Transferabhängigkeit herauszukommen und trotz der Erfahrungen der Eltern lässt Max sich auf einen Berufsweg ein, der prekär angelegt ist und das, obwohl er die wachsende Verarmung der Fokusfamilie – im Gegensatz zu den Großeltern und der Schwester – durchaus wahrnimmt.²⁶

Es wäre unzulässig, aus diesem Familienbeispiel generalisierend auf ländliche Milieutypen zu schließen. Erst im Vergleich mit anderen ländlichen Regionen könnte die Frage schlüssig beantwortet werden, ob Schicksalsergebenheit oder Entlastung von Verantwortung typisch ländliche Muster sind. In Bezug auf und in Abgrenzung von der sozialstrukturellen Milieudiskussion kann jedoch festgestellt werden, dass es keine „traditionslosen Milieus“ gibt, wie darin für einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung unterstellt wird. Das Familienbeispiel belegt, dass auch bildungsferne Milieus Traditionen haben und zeigt, wie beständig diese Traditionen sind.²⁷ Weiterhin wurde ersichtlich, dass diese Traditionen auch die Wandlungsfähigkeit aufweisen, darauf neue Lebensmuster aufzubauen und dennoch in Beziehung zur Tradition bleiben.

In der Weiterentwicklung der Wissenssoziologie von Karl Mannheim wird gesellschaftliches Sein nicht jenseits der Erfahrungen der Erforschten angesiedelt. In Anwendung dieses Herangehens sind im „Erfahrungsraum“ der ländlichen Bewohner Ostvorpommerns verstetigte Familienerfahrungen sichtbar geworden. Die Erlebnisverläufe, die sich auf diese Weise niederschlagen, bauen keineswegs nur auf „sozialisationsgeschichtlicher Kontinuität“ auf (Bohnsack 1989, S. 254), sondern – wie in dem Beispiel von Max deutlich wird – auch auf „habituellen Verunsicherungen“ (ebd.), die aus Erfahrungen in familiären, in Peer-Beziehungen

und auch im Arbeitsleben stammen: „Dieses gemeinsame und kooperative Wissen bildet einen Strukturzusammenhang, der als kollektiver Wissenszusammenhang, als ein konjunktiver Erfahrungsraum, das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn orientiert, ohne den Akteuren aber (im Sinne Durkheims) exterior zu sein.“ (Bohnsack 2014, S. 18). An dem hier interpretierten Familienfall sowie seiner komparativen Einbettung werden regionale, ländliche Armuts-Milieus erkennbar und es konnte gezeigt werden, wie diese Milieu-Kulturen das Handeln bis in die Gegenwart beeinflussen.

Anmerkungen

- 1 LPG = Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft
- 2 Vgl. hierzu ausführlicher Beetz 2013.
- 3 Nicht von ungefähr hat sich eine räumliche Ungleichheitsdiskussion entwickelt, vgl. dazu Barlösius 2006.
- 4 Die empirische Basis für die Überlegungen bilden die Forschungsergebnisse des DFG-Projekts „Armutsdynamik im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns“ (2005-2008). Die qualitative Untersuchung wurde von Vera Sparschuh konzipiert und erhoben. Die Auswertung erfolgte mit der Dokumentarischen Methode und wurde mehrmals in der Forschungswerkstatt von Ralf Bohnsack an der FU Berlin diskutiert, vor allem Ralf Bohnsack, Birgit Storr und den anderen Teilnehmer/innen danke ich für wertvolle Hinweise. Mit Hilfe des Materials wurde bereits die Annahme der „Traditionslosigkeit“ von Milieus infrage gestellt (Sparschuh 2008).
- 5 Dazu gaben der „Sozialstrukturatlas Landkreis Ostvorpommern“ (Gemeinschaftsprojekt LK Ostvorpommern und Universität Greifswald/Institut für Geographie und Geologie) bzw. die Daten der zuständigen Sozialagentur im Untersuchungszeitraum Auskunft. Inzwischen sind durch die Kreisgebietsreform 2011 neue Landkreise entstanden.
- 6 In den USA wird z.B. kaum von ländlicher Armut, sondern von Armut im nicht-städtischen Bereich gesprochen (Albrecht et al.); ländliche Armut war regional, fallstudienartig wie in den Arbeiten von Cynthia Duncan und Janet Fitchen von Interesse. Allerdings wächst das Interesse am Thema ländliche Armut gerade wieder.
- 7 Die Erhebung liegt in Form von Einzelinterviews vor. Wenn es sich ergab, fand ein Gespräch mit der gesamten Familie statt. Dieses wurde dann jedoch nicht aufgezeichnet, sondern diente als Hintergrund, um die Familiensituation insgesamt kennen zu lernen. Durch die großen Entfernungen war eine geplante, vergleichbare Zusammenführung der Familien praktisch unmöglich. Die Auswertung erfolgte mit dem Analyseverfahren der Dokumentarischen Methode (Bohnsack 1989; Bohnsack 2003a; Nohl 2006). Weiterhin hat der Interpretationsansatz über das Familienmilieu im Rahmen des Drei-Generationenzuganges eine entscheidende Bedeutung. Diesbezüglich waren die Arbeiten von Hildenbrand und Jahn sowie von Gabriele Rosenthal für die Auswertung wesentlich (Hildenbrand/Jahn 1988; Rosenthal 1997).
- 8 Namen und andere mögliche Hinweise sind maskiert.
- 9 Transkriptionszeichen: (.)=Mikropause; (1,0)=Pause in Sekunden; jaaa=Dehnung mit Buchstaben; ((lachend))=Kommentar des Transkribierenden; /hm/=Einsetzen/Aussetzen des Mithörsignals; NEIN=laut; ,leise'=leise; viel.=Abbruch im Wort oder Satz; ja=ja=schneller Anschluss; Unterstrich=betont; ...=Überspringen eines Absatzes in der Darstellung. Die Mithörsignale wurden der besseren Lesbarkeit halber weggelassen.
- 10 Fokussierungsmetaphern sind besonders Passagen im Gesprächsverlauf, die sich „durch eine interaktive und metaphorische Dichte auszeichnen“. Vgl. dazu Ralf Bohnsack unter diesem Stichwort in: Bohnsack u.a. 2003b.
- 11 Auch Herr Wunder erzählt seine „Waschmaschinengeschichte“. Einerseits gibt er eine genauere Darstellung der technischen Details, andererseits erscheint bei ihm der Unfall geradezu verschwörungstheoretisch strukturiert – dieses „Wunder“ musste geschehen, um den Vermieter „loszuwerden“.

- 12 Der nur kurz erwähnte interessante Nebenstrang, dass die Familie mit diesen Krankheiten zusätzlich zum Besprechen geht, korrespondiert mit der mystischen Schicksalsgläubigkeit.
- 13 Vgl. dazu auch den Beitrag zu Armutsmilieus und schulischen Orientierungen in Mexiko von Lilian Vásquez Sandoval in diesem Heft.
- 14 Der Großvater dieser Familie ist als Vertriebener nach Ostvorpommern gekommen, in dieser Generation war dieser Hintergrund beinahe in jeder interviewten Familie präsent.
- 15 Hier beziehe ich mich auf die Terminologie von Wolfgang Engler, der von der DDR als „arbeiterlicher Gesellschaft“ spricht. Diese Gesellschaft ist nach Engler (1999, S. 199) eine, in der alle „...arbeiten oder zu arbeiten meinen und die Arbeit jedem einzelnen gehört.“
- 16 In den explorierenden Experteninterviews erzählten ehemalige Bürgermeister davon, wie sie persönlich morgens Menschen regelmäßig zur Arbeit abholten, die Schwierigkeiten hatten aufzustehen. So wurde der Schein der „Arbeiterlichkeit“ gewahrt.
- 17 Hierbei beziehe ich mich auf Hildenbrand und Jahn (1988, S. 205) und ihre nach Gurwitsch getroffene Deutung von Familie als habituell handelnde Individuen in einem milieuhaften Gesamtzusammenhang (Familienhabitus) stehend
- 18 Dieses Folge-Interview erfolgte 2011 im Rahmen eines studentischen Lehr-Lern-Projekts an der HS Neubrandenburg. Überlegungen der beteiligten Studierenden sind in die Rekonstruktion eingeflossen.
- 19 Auch die Wanderungserfahrungen des Großvaters, die der Großvater immer noch als Erfahrungen des „Nicht-Ankommens“ erzählt, könnten hierbei auf Max Einfluss haben.
- 20 Hierbei wurden innerhalb der Familie unterschiedliche Geschlechter- und Generationenperspektiven erfasst. Insgesamt wurden im Projekt sieben Familienfälle bearbeitet.
- 21 Dies lässt sich am Umgang mit Devianz in zwei weiteren Familien bestätigen bzw. kontrastieren: Eine alleinerziehende Mutter ist mit der kriminellen Karriere ihres Sohnes überfordert und bittet – gegen den Willen des Sohnes – das Jugendamt um Hilfe und bricht den Kontakt zu ihm ab. Diese Delegation von Verantwortung sieht sie als „natürlich“ an, de facto verstößt sie damit aber den Jungen aus der Familie. Ganz anders hingegen der Umgang mit Devianz in einer Familie mit hohem Bildungsniveau: Hier wird der Enkeltochter von der Eltern- und Großelterngeneration geholfen, von den Drogen loszukommen.
- 22 Im Fall der alleinerziehenden Mutter hingegen zeichnet sich eine „schicksalhafte Gewissheit“ über „natürliche“ Abläufe ab: Dies zeigt sich beispielsweise an festen Vorstellungen, wie eine Familie zu sein hat und wie die Kinder sich zu verhalten haben.
- 23 Dass gute Kenntnisse in der Landwirtschaft vorhanden sind wird darin deutlich, wie effektiv in diesen Familien kleine „Nebenwirtschaften“ betrieben werden.
- 24 Wie eingangs beschrieben, sind Familien mit einer bäuerlichen Geschichte in Ostvorpommern selten. Auch das hier untersuchte Schicksals-Milieu ist, wie die Untersuchung gezeigt hat, nicht das einzige Milieu dieser Gegend – aber eben das, welches deutlich mit Armutslagen korrespondiert.
- 25 Diese Erkenntnis stützt die Untersuchungsergebnisse von Gabriele Rosenthal (1997) über die interaktiven Vorgänge rund um die generationelle Weitergabe. Dies ist auch deswegen als wichtig hervorzuheben, weil immer noch von „Vererbung“ von Armut gesprochen wird. Obwohl es diese Diskussion schon einmal im Kontext von „Armutskultur“ gegeben hat und z.B. Goetze hervorhob, dass „selten eine empirische Überprüfung bzw. Umsetzung in eine systematische Anwendung des Theorems der ‚Kultur der Armut‘ stattgefunden hat“ (Goetze 1992, S: 94) werden diese Vorstellungen immer wieder – zumindest auf der Alltagsebene – reproduziert.
- 26 Bei Hildenbrand und Jahn wird darauf hingewiesen, dass „identitätssichernde Milieus und Kontinuität“ zunehmend von „Identitätsformationen abgelöst werden, die auf Selbstbeschreibung basieren“ (1988, S. 205) – dieser Familienfall spricht dagegen.
- 27 Letztere werden als typischerweise passiv beschrieben (Vester 2007). Der hier rekonstruierte Schicksalshabitus lässt sich auf den ersten Blick hierunter einordnen. Allerdings bleibt „Passivität“ eine sehr allgemeine und sogar wertende Zuschreibung und

gerade an Max' Verhalten wird deutlich, dass „Passivität“ seine Haltung keineswegs optimal beschreibt: Im Gegenteil, er ist bemüht und kämpft um die Wertschätzung der Kollegen und dennoch erlebt er die Vorgänge rund um die Prüfung als schicksalhaft.

Literatur

- Albrecht, D.E./Albrecht, C.M./Albrecht, S.L. (2000): Poverty in Nonmetropolitan America: Impacts of Industrial, Employment, and Family Structure Variables. In: *Rural Sociology* 65(1), pp. 87–103.
- Barlösius, E. (2006): Gleichwertig ist nicht gleich. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte Ländlicher Raum*, Heft 37, S. 16–23.
- Beetz, St. (2013): Ungleichheiten in Abwanderungsregionen und politische Intervention. In: Sparschuh, V./Sterbling, A./von Büttner, A.-K. (Hrsg.): *Abwanderungen aus ländlichen Gebieten – Ursachen, Motive, Erscheinungsformen und Folgeprobleme*. Magdeburg, S. 13–18.
- Bohler, K.-F. (1995): *Regionale Gesellschaftsentwicklung und Schichtungsmuster in Deutschland*, Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt a.M. u.a.
- Bohnsack, R. (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen*. Opladen.
- Bohnsack, R. (1998): Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine dynamische Konzeption von Milieu in empirischer Analyse. In: Matthiesen, U. (Hrsg.) *Die Räume der Milieus: Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung*. Berlin, S. 119–132.
- Bohnsack, R. (2003a): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen.
- Bohnsack, R./Marotzki, M./Meuser, M. (Hrsg.) (2003b): *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. Opladen.
- Bohnsack, R. (2014): Der Milieubegriff der Praxeologischen Wissenssoziologie. In: Isenböck, P./Nell, L./Renn, J. (Hrsg.): *Form des Milieus. Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Differenzierung und Form der Vergemeinschaftung* Sonderband der Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS), S. 16–45.
- Brunner, D. (1996): Strukturen im ländlichen Raum: Siedlung und Flur. in: *Mecklenburg-Vorpommern: Brücke zum Norden und Tor zum Osten*. W. Weiss (Hrsg.) Gotha, S. 61–72.
- Chassé, K. A. (1996): *Ländliche Armut im Umbruch. Lebenslagen und Lebensbewältigung*. Opladen.
- Elder, J.G.H./Meier, A. (1997): Troubled Times? Bildung und Statuspassagen von Landjugendlichen. Ein interkultureller und historischer Vergleich. In: *Berliner Journal für Soziologie* 7(3), S. 289–305.
- Engler, W. (1999): *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*. Berlin.
- Fock, T./Kowatsch, A. (2002): Landwirtschaft in strukturschwachen Regionen – Analyse und Handlungsansätze am Beispiel der Region Vorpommern. In: *Berichte über Landwirtschaft* Heft 4, S. 540–555.
- Goetze, D. (1992): „Culture of Poverty“ – eine Spurensuche. In: *Form des Milieus. Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Differenzierung und Form der Vergemeinschaftung* (Hrsg.): *Armut in modernen Wohlfahrtsstaaten*, Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, S. 87–100.
- Hildenbrand, B./Jahn, W. (1988): „Gemeinsames Erzählen“ und Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion in familiengeschichtlichen Gesprächen. In: *Zeitschrift für Soziologie* 3(17), S. 203–217.
- Hofmann, M./Rink, D. (1998): Milieu als Form sozialer Kohäsion. Zur Theorie und Operationalisierung eines Milieukonzepts. In: Matthiesen, U. (Hrsg.) *Die Räume der Milieus: Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung*. Berlin, S. 279–307.

- Inhetveen, H. (1990): Armut und dörfliches Netzwerk. In: Armut im ländlichen Raum. A. G. e.V. Göttingen. ASG-Kleine Reihe (Buchreihe) Nr. 39.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P.F./Zeisel, H. (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt a.M.
- Krambach, K. (1997): Zur Tradition agrarsoziologischer Forschung in der DDR. In: Bertram, H. (Hrsg.): Soziologie und Soziologen im Übergang. Beiträge zur Transformation der außeruniversitären Forschung in Ostdeutschland. Opladen, S. 497–534.
- Mannheim, K. (1921/22): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. In: Wolff, K.H. (Hrsg.): Wissenssoziologie. Neuwied/Berlin, S. 91–154.
- Matthiesen, U. (1998): Milieus in Transformationen. Positionen und Anschlüsse. In: Matthiesen, U. (Hrsg.): Die Räume der Milieus: Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung. Berlin, S. 17–82.
- Nagel, U./Stuhler, H. (1997). Kontinuität und Erneuerung. Ländliche Familien im Transformationsprozeß Ostdeutschlands. In: BIOS 10(1), S. 44–60.
- Nohl, A.-M. (2006): Interview und dokumentarische Methode. Wiesbaden.
- Rosenthal, G. (1997): Zur interaktionellen Konstitution von Generationen. Generationen abfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In: Mansel, J./Rosenthal, G./Tölke, A. (Hrsg.): Austausch und Tradierung. Opladen, S. 57–73.
- Simmel, G. (1906): Zur Soziologie der Armut. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 22(1), S. 1–3.
- Sparschuh, V. (2008): Die Traditionen des „traditionslosen Milieus“ – Schicksalsorientierung in Ostvorpommern. In: „Sozialwissenschaftliches Journal Nr. 6“ 3(1), S. 43–61.
- Vester, M. (o.J.): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Online: <http://www.agis.uni-hannover.de/agisinfo/info2/mezzogi.htm> (18.1.2007)
- Weber, M. (1988): Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter (Erscheinungsdatum: 1894). Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Tübingen.
- Weber, M. (1997): Zur Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland (Erscheinungsdatum: 1892). Schriften zur Sozialgeschichte und Politik. Stuttgart.
- Zierold, K. (1997): Veränderungen von Lebenslagen in ländlichen Räumen der neuen Bundesländer. Regionale Strukturen im Wandel. Beiträge zu den Berichten zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland. Städte und Regionen. Räumliche Folgen des Transformationsprozesses. In: Becker, A.. (Hrsg.): Beiträge zu den Berichten der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern e.V. (KSPW), Opladen, S. 501–567.